



PETRA AICHER

FRÄULEIN  
**ANNA**,  
GERICHTSMEDIZIN

DIE PRINZREGENTENMORDE

ROMAN

ullstein 





**PETRA AICHER**

FRÄULEIN  
**ANNA**,  
GERICHTSMEDIZIN

Die Prinzregentenmorde

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Januar 2023

© 2023 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: bürosüd GmbH, München

Titelabbildung: © Lauren Rautenbach / Arcangel;

© Look and Learn / Bridgeman Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06400-0

# 1.



Rund um Anna eilten Leute durcheinander. Schwatzende Studenten trabten die Treppe hinauf in den ersten Stock, Polizisten marschierten über das blank polierte Parkett durch die Halle und verschwanden hinter einer Tür, Herren mit Aktenmappen unter dem Arm warfen im Gehen einen Blick auf ihre Taschenuhren und beschleunigten den Schritt.

Nur um Anna, die auf ihrer Bank neben dem Eingang saß, kümmerte sich niemand. Lediglich die steinerne Sphinx, die den Treppenaufgang bewachte, musterte Anna misstrauisch mit ihren Marmorausagen, als wundere sie sich, was dieses Geschöpf hier wolle. Als Anna die Dame am Empfang zum zweiten Mal nach dem Gerichtsarzt fragte, wirkte die Frau bereits verärgert.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Doktor Schmidt noch nicht hier ist. Eventuell kann Doktor Gernhuber sich Ihrer annehmen, aber der ist noch beschäftigt. Bitte setzen Sie sich, und warten Sie, bis jemand Sie holt.«

Also ließ Anna sich wieder auf ihrer Bank nieder und wartete weiter. Ihren ersten Arbeitstag bei der Gerichtsmedizin hatte sie sich wirklich anders vorgestellt.

Alle hatten ihr in den letzten Tagen eingeschärft, sie solle nur ja pünktlich um sieben Uhr erscheinen, die Sekretärin, die ihr die Papiere aushändigte, der Beamte, der sie abstempelte, sogar ihre alte Oberschwester im Klinikum, und natürlich allen voran Onkel Ludwig. Wie hatte er Anna gestern Nachmittag, als sie gemeinsam mit der ganzen Familie in der Stube saßen, noch ins Gewissen geredet! »Dass du mir ja pünktlich bist, Mädels, das ist das Wichtigste, wenn man beim Gericht arbeitet. Sauberkeit, Pünktlichkeit und Fleiß, darauf kommt es an«, erklärte er mit der bedächtigen Würde eines altgedienten Gendarms. »Im Staatsdienst muss eine Ordnung herrschen. Gell, das sagst du auch, Ferdl?«

Annas Vater bestätigte es. Immerhin war Ferdinand Zech selbst Gerichtsdienster beim Amtsgericht in Aschheim und kannte sich aus. Allerdings fügte er sofort hinzu, man müsse seine älteste Tochter in diesem Punkt nicht ermahnen. »Die Anna weiß schon, was sich gehört.«

»Freilich weiß sie das. Sonst hätt ich sie ja nie für die Stelle vorgeschlagen.« Onkel Ludwig schmauchte vergnügt seine Pfeife. »Da können wir recht stolz sein, dass die dich vom Fleck weg genommen haben. Wird dein Schaden nicht sein, Anna, das wirst du schon sehen.«

Ganz überzeugt davon war Anna noch immer nicht. Aber ihre Tage als Krankenschwester am Rotkreuzkrankenhaus in Neuhausen waren gezählt. Sie hatte die Ausbildung dort unter den Jahrgangsbesten abgeschlossen. Jetzt stand sie vor der Frage, ob sie als Krankenschwester weiterarbeiten oder sogar in den Orden eintreten sollte. Tante Martha, die Schwester von Annas verstorbener Mutter und selbst eine ehemalige

Krankenpflegerin, hätte das gern gesehen. Der Herr Pfarrer wohl auch. Doch dann kam Onkel Ludwig mit der offenen Stelle als Hilfskraft bei der Gerichtsmedizin daher.

Obduktionsassistentin. Das klang zumindest ungeheuer wichtig. Tante Martha schrie trotzdem Zeter und Mordio, sobald sie verstanden hatte, was der Begriff bedeutete.

»Dass du dich nicht schämst, Wiggerl, dem Mädels so etwas anzutun! Willst du wirklich, dass sie für den Rest ihres Lebens die Toten aufschneidet und sich an ihnen versündigt?« Ihre Stimme klang schrill in der engen, dunklen Stube von Annas Elternhaus. Denn natürlich wurde über die Frage, inwieweit Anna für diese Stelle geeignet war, daheim in Aschheim entschieden, zwischen den vier grauen Wänden der Stube, unter dem Herrgottswinkel und in Anwesenheit sämtlicher Mitglieder der Familie Zech. Anna saß neben ihrer Schwester Babette, die mit ihren fünfzehn Jahren die Herrin im Haus war, seitdem Anna in München im Schwesternheim wohnte. Sie hielt den Kleinsten, den fünfjährigen Wasti, auf dem Schoß, die übrigen acht Geschwister reihten sich auf der Eckbank.

Sie wartete geduldig, bis alle gesagt hatten, was sie zu sagen hatten. Am Ende, das wusste Anna, würde ihr Vater die Entscheidung ohnehin ihr überlassen. Aber zuvor musste man den anderen das Wort geben, sonst wären sie daran erstickt. Besonders Tante Martha.

»Geh, Martha, das ist doch heutzutage ganz normal«, sagte Annas Vater. »Nach einem Mord muss man den Toten doch untersuchen. Auch inwendig, wenn's sein muss.« Tante Martha ließ sich nicht beirren.



»Eine Sünde ist's wider die Religion, das sag dir ich. Die Toten soll man ruhen lassen, nicht ihnen die Bäume öffnen und nachschauen, was sie gefrühstückt haben. Mit unversehrtem Leib soll die Seele auferstehen am Jüngsten Tag, so hat's der Pfarrer gesagt. Unversehrt, verstehst du?«

»Die nähen doch alles wieder zu«, sagte Ferdinand Zech. Für ihn war die Angelegenheit damit erledigt. Als Onkel Ludwig sich einmischte, wandte er sich eher an Anna als an Martha.

»Eine Untersuchung muss sein«, beharrte er. »Die Toten haben schließlich auch Rechte. Das sind immer noch Menschen. Die sind ja kaum von dieser Welt gegangen. Sie würden wissen wollen, sie würden den Hinterbliebenen sagen wollen, wie es zugegangen ist. Wie sie gestorben sind.« Er hob die Schultern und zog an seiner Pfeife. Sein stoppeliges Kinn zuckte. »Wenn ich es wäre, würde ich's wissen wollen. Und die Angehörigen sowieso.«

»In jedem Fall ist es keine angemessene Lebensaufgabe«, erklärte Tante Martha stur. »Als Krankenschwester, und als eine Ordensschwester noch viel mehr, würde die Anna dagegen etwas für die Lebenden und für ihr und unser aller Seelenheil tun.«

»Und sich aufarbeiten und halb verhungern dabei«, sagte Annas Vater. »Wie oft hast du selber geklagt über die Arbeit im Krankenhaus, hast du das vergessen? Dass man anscheinend erwartet, dass Krankenschwestern allein aus Nächstenliebe arbeiten und ihr frommes Werk tun, und dass man dabei vergisst, sie zu bezahlen, hast du das nicht gesagt?«

Mürrisch musste Martha es zugeben, so schwer es ihr fiel. Geschlagen mit ihren eigenen Worten, überließ sie Onkel

Ludwig das Feld und die Stube. Der paffte noch ein paar Rauchkringel, ehe er sich wieder äußerte. »Mach dir keine Gedanken wegen dem Geschwätz von Tante Martha. Die ist strenger als der Papst. Die hört nicht mal auf den Pfarrer, das ist nämlich ein vernünftiger Mann, sondern auf Betbrüder und Scharlatane, von denen die Tante Res ihr die Bücherl mitbringt.«

Das mochte ja sein. Aber ganz ohne Widerhall blieben die Worte der Tante doch nicht in Anna. Hatte Martha nicht recht? Anna war erst vierzehn gewesen, als ihre Mutter starb, kurz nach Wastis Geburt. Sie sah sie noch vor sich, weiß und unnahbar im offenen Sarg, im flackernden Licht der Kerzen, die an den vier Ecken brannten, umgeben von schwarz gekleideten Menschen und dem endlosen Murmeln lateinischer Gebete. Sie hörte immer noch das Klappern der Perlen an den Rosenkränzen, wenn sie durch die Finger der Betenden glitten, und roch noch immer den Duft des schmelzenden Wachses und des Weihrauchs, der den Geruch von Tod und Einbalsamierung übertünchen sollte. Bei der Vorstellung, man hätte ihre Mutter, diese müde liebevolle Frau, die ein Kind nach dem anderen zur Welt gebracht und sich für ihre Familie aufgearbeitet hatte, auf einen Seziertisch gelegt und wie ein geschlachtetes Tier aufgeschnitten, rebellierte etwas in Anna. Nahm man damit einem Menschen nicht den letzten Rest Würde, die Totenruhe? Sie hatte sich im Rotkreuzklinikum oft um die Leichen der Verstorbenen gekümmert. Einmal war sie auch bei einer Autopsie dabei gewesen. Keine schöne Erfahrung.

Freilich gaben bei den Zechs andere Dinge den Ausschlag. In einem Haus mit acht Kindern war das Geld stets knapp.

Seit Anna in München im Rotkreuzklinikum arbeitete, führte Babette zu Hause in Aschheim den Haushalt. Der Jüngste, Wasti, war gerade eingeschult worden. Anna kannte die tausend Sorgen und Verpflichtungen, die Babette nun neben den Schularbeiten zu erledigen hatte. Es waren die ihren gewesen seit ihrem vierzehnten Lebensjahr.

Dass sie überhaupt in München eine Lehre machen durfte, rechnete sie ihrem Vater und der ganzen Familie hoch an. Sie war es ihnen schuldig, aus dieser Möglichkeit das Beste zu machen. Vielleicht könnte sie von ihrem höheren Gehalt in Zukunft sogar ein wenig für ihre Geschwister zur Seite legen.

Vor allem aber vertraute sie Onkel Ludwig. Tante Leni und er hatten selbst keine Kinder und Anna immer schon ein wenig wie eine Tochter behandelt. Onkel Ludwig mit seiner bedächtigen Art, seinem buschigen, schon leicht grau gesprenkelten Schnauzbart und der zerfurchten Stirn unter dem Gendarmenhelm konnte sich sonst endlos erregen über die Verderbtheit und Gefährlichkeit der Großstadt. Wenn Onkel Ludwig diese Stelle bei Gericht als wichtig und sinnvoll und als gute Position für Anna ansah, wog das viel bei seiner Nichte.

Deshalb saß sie heute hier auf der Bank in der Eingangshalle der Königlichen Anatomie und wartete darauf, dass jemand sie zu ihrem neuen Arbeitsplatz führte. Um sieben Uhr, hatte man ihr gesagt, solle sie sich beim Arzt melden, der heute in der Gerichtsmedizin Dienst tat. Aufgeregt, wie sie war, stand sie sogar eine halbe Stunde zu früh vor dem Tor. Es war noch verschlossen. Das Gebäude selbst wirkte riesig, mit

einem Seitenflügel an der Schillerstraße und einem zweiten im Anschluss an das Tor, vor dem Anna wartete. Dazwischen erhob sich, auf einem Unterbau aus fünf halbrunden Erkern, eine gewaltige Kuppel mit hohen Fenstern. Es sah fast aus wie eine Domkirche, dachte Anna, nur viel neuer und moderner. Um das gesamte Gelände lief eine Mauer, und alle Fenster waren noch dunkel. Nervös wanderte Anna die Pettenkoferstraße auf und ab, bis der Hausmeister zehn Minuten nach ihr eintraf und sie einließ. Nur gut, dass es zu regnen aufgehört hatte.

Inzwischen, nachdem sie so lange gewartet hatte, hatte das Gebäude sich längst belebt. Das Foyer hallte wider von Stimmen und hastigen Schritten. Einmal war Anna schon aufgestanden, weil sie dachte, ein Herr komme auf sie zu, um sie abzuholen, er meinte jedoch jemanden in ihrer Nähe. Und am Empfang sagte man ihr nur, sie solle sich bitte noch gedulden.

Wie lange denn noch?

Anna besaß keine Uhr, war aber ziemlich sicher, dass sie inzwischen schon eine Stunde über die vereinbarte Zeit hinaus gewartet hatte.

Wenn es so viel zu tun gab, wäre es dann nicht sinnvoll, sie als zukünftige Assistentin dazuzuholen, statt sie im Foyer sitzen zu lassen? Sie ließ sich wieder auf der Bank nieder, aber als der nächste Mensch an ihr vorüber Richtung Rezeption eilte, sprang sie auf und redete ihn an.

»Entschuldigen Sie bitte? Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich Doktor Gernhuber finde?«

Schmale Augen unter buschigen grauen Brauen musterten sie skeptisch. Der ältere Herr war nur kurz stehen geblieben,

dann setzte er sich, während er antwortete, sofort wieder in Bewegung, sodass Anna neben ihm herlaufen musste.

»Doktor Gernhuber bin ich. Und ich bin ziemlich in Eile, Fräulein. Was wünschen Sie?«

»Ich soll mich heute bei Ihnen vorstellen, Herr Doktor.«

»Bei mir?«

»Ja. Ich habe heute meinen ersten Arbeitstag.«

Doktor Gernhuber hatte inzwischen den Empfangsschalter erreicht, drehte sich jedoch verblüfft nach Anna um. »Moment. Zech? Anna Zech?«

»Ja, Herr Doktor.«

»Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst.« Der Gerichtsarzt fuhr zu der Dame am Empfang herum. »Ich hatte eine Obduktionsassistentin beantragt. Was schicken die mir denn für Kinder?« Er schaute wieder Anna an, und diese schob trotzig das Kinn vor.

Dass sie erst neunzehn war, hatte deutlich in ihren Bewerbungspapieren gestanden! War der Herr Doktor sich etwa zu fein gewesen, diese Papiere zu lesen, wenn er Anna nun ihr Alter vorhielt?

Der Arzt musterte Anna vom Kopftuch, das sie wegen des Regens aufgesetzt hatte, bis hinunter zu den Schuhspitzen. Anna konnte sich vorstellen, was er sah: ein schmales Persönchen, etwas mausgrau vielleicht, in einem abgetragenen Wollmantel, der zu groß für sie schien. »Wirklich ein Kind«, stellte er fest. »Was muss man sich in diesem Haus eigentlich noch bieten lassen? Wäre ich Depp nur nach Frankfurt gegangen! Um sechs Uhr morgens«, beschwerte er sich, gleichzeitig an Anna und die Rezeptionistin gewandt, »um sechs

Uhr morgens haben sie mich heute aus dem Bett geklopft. An meinem freien Tag! Weil Herr Professor Richter noch auf Besuch in Wien ist.«

»Es ist wirklich eine Schande, Herr Doktor«, sagte die Frau am Schalter und machte nebenher Eintragungen in ihrem Kalender. Sie sah nicht aus, als hätte sie auch nur zugehört. Wahrscheinlich hörte sie solche Klagen nicht zum ersten Mal. Anna begann zu ahnen, dass der Ärger des Arztes wenig mit ihr zu tun hatte.

»Dabei hätte eigentlich Doktor Schmidt Bereitschaft! Warum ist er nicht hier, warum hat man ihn nicht gerufen?«

»Das hat man ja, Herr Doktor Gernhuber. Aber da er bisher nicht eingetroffen ist ...«

»Muss der alte Gernhuber wieder dran glauben. Ich verstehe. Der Chef urlaubt, der Kollege faulenz. Und jetzt das!« Er sah wieder zu Anna und schüttelte entrüstet den Kopf. »Ich wollte jemanden, der mir meine Leichen und den Lobinger rangieren kann. Vor allem den Lobinger! Und was bekomme ich? Eine Lernschwester.«

»Mit Verlaub, Herr Doktor«, sagte Anna fest. »Ich habe ausgelernt. Und ich habe beste Beurteilungen. Das können Sie nachlesen. Ich habe sämtliche Zeugnisse mit meiner Bewerbung zusammen eingereicht.«

»So. Und Sie glauben, nur weil Sie bei den Rotkreuzschwestern schon mal eine Leiche für die Beerdigung gewaschen haben, können Sie bei einer Autopsie assistieren?« Hoppla. Anscheinend hatte er Annas Bewerbung doch gelesen. Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Schön, schön, Fräulein Zech. Das werden wir ja gleich herausfinden, ob Sie

sich da nicht vielleicht ein wenig zu viel zugemutet haben. Machen wir die Probe aufs Exempel. Kommen Sie nur gleich mit, dann wissen wir, was Sie können. Was wir auf dem Tisch haben, ist eine Wasserleiche.« Er fuhr wieder herum zur Empfangsdame. »Ist der Lobinger da?«

Die Frau bestätigte es.

»Nüchtern?«

Die Antwort fiel diesmal stumm aus, die Frau hob eine Hand und drehte sie bedächtig hin und her. Doktor Gernhuber schnaubte.

»Kaum überraschend. Na los, Fräulein, sehen wir einmal, wie Sie mit einer Wasserleiche zurechtkommen. Wie ich vermute, werden wir *Ihren* Mageninhalt schneller zu Gesicht bekommen als den unserer Toten.«

## 2.



»Du möchtest unsere Beziehung also beenden?«, erkundigte Carlotta sich bereits, während Friedrich von Weynand sich noch damit abmühte, seine Manschettenknöpfe zu schließen. Als er sich umdrehte, sah er Carlotta voll angekleidet hinter dem Wandschirm hervortreten. Sie hatte den Morgenrock, den sie sonst zu dieser Stunde trug, mit einem eng taillierten Kostüm vertauscht, lange Handschuhe übergestreift und sich sogar das Haar halbwegs geordnet. Ein Hauch von Parfüm schwebte in der Luft. Alles, was sie noch benötigte, waren Hut und Schirm, und Carlotta Picardo wäre ausgehertig gewesen. An solchen Dingen merkte man, dass Carlotta von der Bühne kam und wie viel Erfahrung sie damit hatte, sich rasch aus- und anzuziehen.

»Davon hatte ich noch gar nichts gesagt«, antwortete er, ehrlich überrascht. Gerade hatte er noch überlegt, wie er die Angelegenheit am taktvollsten zur Sprache bringen sollte.

Sie ließ ein spitzes, spöttisches Lachen hören. »Mein lieber Fritz, ich bin nicht erst seit gestern in diesem Metier. Du weichst mir aus, gestern warst du sehr gegen deine Gewohnheit auffallend unaufmerksam, und heute trödelst du herum



und wirkst verlegen. Also sag doch bitte einfach, was du mir zu sagen hast, damit wir in Ruhe frühstücken können.«

Weynand verkniff sich eine schnelle Antwort. Es gab viele Dinge an Carlotta, die er schätzte, abgesehen von den offensichtlichen. Ihre praktische Art gehörte dazu. Im Nachhinein gratulierte er sich selbst. Er pflegte seine Geliebten gut auszusuchen, auch dieses Mal wieder. Carlotta würde sicher hart verhandeln, aber sie war eine nette Person und würde ihm nichts nachtragen.

Er mochte sie, stellte er fest. Es wäre schön gewesen, jemanden wie sie auf Dauer in seinem Leben zu haben. Zu schade, dass das für ihn nicht möglich war.

»Eine Trennung jetzt scheint mir das Beste zu sein«, nickte er. »Wenn sich erst einmal Gewöhnung einstellt, wird auch das aufregendste Verhältnis schal. Wir sind bereits zu lange zusammen, ich möchte nicht warten, bis aus Gewohnheit Überdruß wird. Trennen wir uns, solange wir beide noch wissen, was uns aneinander gereizt hat.«

»Oh, ich denke, ich weiß noch sehr genau, was das war«, spöttelte sie. Sie lupfte die Brauen.

»Meine Brieftasche?«

»Und deine herrlich nüchterne Art, die Dinge zu betrachten. So, wie du das jetzt tust.« Sie trat ans Fenster und öffnete es, während er sich aufs Bett setzte, um sich die Schuhe anzuziehen. Draußen dämmerte es erst, nur einige Fenster in Küchen und Wirtschaftsräumen waren schon hell. Unten in der Landwehrstraße kreuzten die ersten Leute auf dem Weg zur Arbeit sich mit den letzten Heimkehrern aus den Varietés. Ein Automobil hupte.

»Was ist, falls ich noch keine Lust habe, dich aufzugeben?«, fragte Carlotta. Friedrich begriff natürlich, was sie tat. Sie versuchte, den Preis hochzutreiben.

»Also wirklich, Lottchen, ich bitte dich«, sagte Weynand, um sie zu ärgern. Carlotta Picardo, Sängerin an der Münchener Hofoper, hasste es, daran erinnert zu werden, dass ihr wirklicher Name Charlotte Bicker lautete und sie, statt in der Nähe der berühmten Mailänder Scala, in Düsseldorf als uneheliche Tochter einer Haushälterin zur Welt gekommen war. Ein bisschen war Weynand sogar stolz darauf, das herausgefunden zu haben. Womöglich wäre er, unter anderen Umständen, tatsächlich ein guter Journalist geworden? Ein Faible für interessante Geschichten hatte er schon immer gehabt.

»Mein Gehalt ist nicht so üppig, dass ich auf einen spendierfreudigen Liebhaber so einfach verzichten könnte«, sagte Carlotta.

Er lachte leise. »Du bist vielleicht nur die zweite Besetzung an der Oper, Carlotta, aber du nagst nicht am Hungertuch. Und erzähl mir nicht, ich sei dein einziger Verehrer. Ich bin nicht von gestern.«

»Und wenn schon.« Sie drehte sich zu ihm um und musterte ihn wie einen zu tranchierenden Braten. »Man hat Ausgaben. Man hat Gewohnheiten. Von den emotionalen Beschwerden, die eine Trennung mit sich bringt, gar nicht zu reden.«

»Emotionale Beschwerden?« Er legte die Hand aufs Herz und tat gerührt. »Du wirst mich also vermissen?«

»Vielleicht ein wenig«, lächelte sie. »In erster Linie werde ich die großzügigen Diners im Separee, den Kaviar und den

Champagner vermissen. In welcher Form gedenkst du mich dafür zu entschädigen?»

»Wollen wir uns jetzt zum Schluss noch über Geld streiten?«

»Wollen wir lieber darüber streiten, was passiert, wenn ich mich deiner erlauchten Familie als deine Geliebte präsentiere?«

Unwillkürlich ließ Friedrich kurz den Kopf hängen. Auch diese Drohung gehörte wohl zum Spiel. Selbst wenn Carlotta anzumerken war, wie ungern sie sie machte. Sie wusste oder ahnte zu gut, wie schwer es Weynand fiel, über seine familiären Verhältnisse zu sprechen.

»Was denkst du denn, das passieren würde?«

Sie zuckte ein wenig hilflos die Achseln. »Ich weigere mich zu glauben, dass es tatsächlich so unmöglich sein soll, dich zu erpressen, wie du behauptest. Es wäre entschieden nicht fair mir gegenüber. Eine Frau muss schließlich sehen, wo sie bleibt.«

Das brachte ihn zumindest zum Lachen, auch wenn es ein bitteres Lachen war. »Ich fürchte, ich muss dich enttäuschen, Lotte. Du kannst gern versuchen, ob du im Hause Senftl-von Weynand jemanden findest, der an deinen Erpressungsversuchen Interesse hat. Mein Schwiegervater sicher nicht; der wäre allenfalls enttäuscht zu hören, dass ich mich mit nur einer einzigen Geliebten zufriedengebe. Meine Schwiegermutter muss da mit ganz anderen Dimensionen leben. Und meine Gemahlin wird dir zwar ausgesprochen dankbar sein, weil du ihr die unangenehmen körperlichen Pflichten des Ehelebens so liebenswürdig abgenommen hast. Aber bezahlen wird sie dich trotzdem nicht dafür.«

Carlotta schüttelte missbilligend den Kopf. »Du bist ein Zyniker, Fritz.«

»Ein Realist.«

»Und wenn ich ihr noch mehr erzähle?«, fragte sie, halb spöttisch, halb im Ernst. Sie deutete mit der Hand auf die Wände. »Von dieser Wohnung? Von dem Arrangement, das du mit deinem Freund Arnsberg deswegen hast? Von deiner kleinen ... Nebentätigkeit?«

Diesmal war sein Lachen breiter, und er brauchte die Heiterkeit nicht zu spielen. »Denkst du wirklich, meine Familie wüsste nichts von der Wohnung? Oder von der Zeitung? Es ist immerhin Senftl-Geld, mit dem ich diese Wohnung gemietet habe und die Druckerei für den *Münchner Generalanzeiger* bezahle.«

»Du willst doch nicht sagen, dein Schwiegervater ist an deiner Zeitung beteiligt?« Carlotta stand der Mund offen.

»Um Himmels willen! Mein erzkonservativer Chef und Familienvorstand würde sich doch nie in solche Niederungen begeben. Aber zum Dank dafür, dass ich seiner Tochter und seiner Firma meinen Namen samt adligem ›von‹, verliehen und Ersterer zwei Kinder geschenkt habe, hat er mir einen hübschen Titel, ein hübsches Büro und ein ganz besonders hübsches Gehalt zugeteilt.« Er zuckte die Achseln. »Wofür ich dieses Gehalt ausbebe, will er nicht wissen. Nicht einmal, wenn man es ihm unter die Nase reibt.«

Carlotta musterte ihn zweifelnd, und er schüttelte den Kopf. »Wenn du mir nicht glaubst, versuch's. Ich werde keinen Finger rühren und dir keinen Pfennig bezahlen, um zu verhindern, dass du meine Familie aufsuchst.«

»Mit dir hat man es wirklich nicht leicht, Friedrich von Weynand.« Sie seufzte. »Schön, schön. Ich habe verstanden. Dich zieht es zu neuen Ufern. Kenne ich sie?«

»Möglicherweise. Leider kenne *ich* sie noch nicht.«

»Was? Du hast noch keinen Ersatz für mich?«

»Niemand weit und breit«, sagte er aufrichtig. »Du hast also keinen Grund, einem armen Chormädchen die Augen auszukratzen. Ich werde erst einmal vollkommen zölibatär leben wie ein mittelalterlicher Klausner.«

»Ich glaub's dir aufs Wort. Als ob du fähig wärst, länger als ...«

Sie brach ab. Es läutete an der Tür. Hastig zog Weynand sich den Rock über, während Carlotta, die offiziell hier wohnte, die Tür öffnete. Sie kam mit einem Umschlag zurück, an dem sie spöttisch schnupperte.

»Für dich. Mmh. Lavendel. Wie war das noch einmal mit deiner zölibatären Lebensweise, Fritz?« Sie hielt ihm den Brief hin. Er war adressiert an die Redaktion des *Münchner Generalanzeigers*.

Die Handschrift, eindeutig weiblich, kam ihm vage bekannt vor, aber er erinnerte sich erst, als er das kurze Schreiben entfaltet und überflogen hatte.

*Mein lieber Herr Nachtwey,*

*wie geht es Ihnen? Sie haben sich lange Zeit nicht mehr bei uns blicken lassen. Ich muss gestehen, ich bin in Sorge um Sie. Falls Sie ungern ins Präsidium kommen oder falls man Ihnen Schwierigkeiten macht, hineinzugelangen, könnten wir uns gern einmal privat treffen, um zu plaudern.*

*Ich hätte da eine Neuigkeit für Sie, die sich heute Nacht ereignet hat und eventuell für Sie und Ihr Blatt interessant sein könnte: Wie ich im Rahmen meiner Tätigkeit erfahren habe, hat man die Leiche der Adele Röckl aus der Isar gefischt. Eine Schauspielerin wohl, ich weiß nicht, ob Ihnen der Name etwas sagt. Sie war einmal recht verrufen. Jetzt dürfte sie gerade in der Gerichtsmedizin auf dem Obduktionstisch liegen. Wenn Sie möchten, können wir uns gern darüber unterhalten (so weit es mir in meiner Vertrauensstellung gestattet ist, Informationen weiterzugeben). Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen behilflich sein zu können.*

*Ihre ergebene*

*Apollonia Hofer*

Die Sekretärin des Polizeipräsidenten. Weynand erinnerte sich an das ältliche Fräulein, das mehr mitbekam als so mancher Kriminaler. Er hatte sich schon vor Jahren mit Bedacht gut mit ihr gestellt und wurde seitdem von ihr immer wieder mit Neuigkeiten und Tratsch aus dem Präsidium versorgt, wahrscheinlich immer dann, wenn sie sich wieder einmal über ihren Chef geärgert hatte.

Dieser Brief fesselte Weynands Aufmerksamkeit sofort. Leichenfunde an der Isar, von Verunglückten oder Selbstmördern, waren so selten nicht. Aber der Name weckte in Friedrich tausend Erinnerungen.

Adele Röckl. *Die Adele Röckl*. Die vor zwei Jahrzehnten in Oscar Wildes Theaterstück die Salome in einer Art gespielt hatte, die sämtliche Sittlichkeitsvereine und katholischen Zeitungsredaktionen vor Empörung hatte aufschreien lassen!

Die auf der Bühne ein so freizügiges Kostüm getragen und einen so aufreizenden Schleiertanz aufgeführt hatte, dass im Publikum manche Leute aufgestanden waren und den Saal verlassen hatten!

In deren Vorstellung sich ein gewisser Fritz von Weynand, gerade zwölf Jahre alt, heimlich geschlichen hatte, nur um dieses verruchte Wesen betrachten zu dürfen. Man hatte ihn noch vor dem ersten Auftritt der Hauptdarstellerin entdeckt und hinausgeworfen, aber die Plakate und Fotografien, die Weynand zuvor im Theaterfoyer gesehen hatte, waren einprägsam genug gewesen, um die Fantasie und die nächtlichen Träume eines Heranwachsenden auf Jahre hinaus zu prägen.

»Liebe Carlotta«, sagte er, »ich fürchte, ich kann doch nicht zum Frühstück bleiben. Darf ich dir Arnsberg vorbeischi-cken, damit er sich um deinen Auszug kümmert?« Erst, als er Carlottas Miene sah, wurde ihm bewusst, wie grob er sich gerade benahm. »Entschuldige. Du *hast* doch eine Möglichkeit, rasch irgendwo unterzukommen?«

»Ich gehe einstweilen in ein Hotel, du Rüpel.« Carlotta musterte ihn spöttisch, ohne wirklich beleidigt zu sein. »Interessante Neuigkeiten, nehme ich an?«

»Und ob.« Weynand steckte den Brief ein. »Ich ahne einen neuen Artikel für den *Generalanzeiger*.«

### 3.



Carlotta überließ Weynand kopfschüttelnd seiner Lektüre. Aus Erfahrung wusste sie, dass er ohnehin nicht ansprechbar war, wenn er eine neue Geschichte für sein aufrührerisches Zeitungsblatt witterte. Sie klingelte nach dem Hausdiener und wies ihn an, ein Frühstück aus dem nahe gelegenen Café zu holen, in dem sie sich üblicherweise verpflegte. Während sie darauf wartete, zog Weynand sich im Schlafzimmer hastig wieder um. Als er ins Wohnzimmer zurückkehrte, hatte er seine Nachtwey-Verkleidung angelegt: braune Hosen, die an den Säumen etwas verschlissen waren, eine Anzugjacke von ähnlichem, aber unpassendem Braun, eine zu auffällige Weste, ein farbenfrohes Halstuch und eine Arbeitermütze. So machte er an den Wochenenden gern die Theater, die Varietés und die Gaststätten Schwabings unsicher, immer auf der Suche nach Geschichten und Figuren des Münchner Stadtlebens, deren nächtliche Ausschweifungen er dann im *Generalanzeiger* ausführlich schilderte.

Als Fritz Nachtwey hatte Carlotta Friedrich von Weynand damals kennengelernt. Sie war aus allen Wolken gefallen, als dieser Klatschreporter, der in Schwabing einen Ruf wie Don-



nerhall hatte, sich als Mitglied einer zwar verarmten, aber höchst vornehmen Adelssippe entpuppte, der in eine der neureichen Unternehmerfamilien Münchens eingeheiratet hatte. Und er arbeitete nicht einfach für den *Generalanzeiger* – das windige Blatt gehörte ihm.

Carlotta war schon beinahe drei Monate seine Geliebte, bevor Weynand ihr seine wahre Identität enthüllt hatte, und sie nahm an, dass er die meisten ihrer zahlreichen Vorgängerinnen darüber völlig im Ungewissen gelassen hatte. Es war ein echter Vertrauensbeweis, auf den sie stolz war, und vielleicht auch ein Beweis dafür, dass Weynand in seinem sonstigen Leben wenig Leute hatte, denen gegenüber er aufrichtig sein konnte.

Von seinem eigentlichen Leben erfuhr sie dennoch wenig, und sie fragte nicht. Lediglich über seine Zeitung, mit deren Skandalgeschichten er wohl am liebsten der berüchtigten Berliner *B.Z. am Mittag* Konkurrenz gemacht hätte, ließ Weynand sich gerne aus. Er schien es geradezu zu genießen, seine eigenen Standesgenossen vorzuführen und lächerlich zu machen.

Weshalb er das tat, sagte er freilich nicht, und darüber wollte Carlotta auch gar nicht nachdenken. Hinter Friedrich von Weynands Stirn drehten sich entweder ein paar Zahnrädchen zu wenig, dachte sie spöttisch, oder ein paar zu viel.

»Du willst wirklich nicht auf das Frühstück warten?«, erkundigte sie sich jetzt.

Sie hätte sich die Frage sparen können, er war schon auf dem Weg zur Tür. »Danke fürs Angebot, Carlotta. Ein ander- mal gern. Jetzt habe ich keine Zeit zu verlieren. Autopsie in

der Gerichtsmedizin.« Er warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und rückte seine Schirmmütze schräg in die Stirn. Dann tippte er sich kurz und grüßend dagegen und stürmte nach draußen.

Männer, dachte Carlotta. Und Weynand war mit Sicherheit eines der seltsamsten Exemplare. Wenn auch eines der interessantesten, wie sie sich eingestand. Und eines der großzügigsten.

Schade, eigentlich. Aber wer beim Theater war, wusste, worauf man sich einließ, wenn man ein Verhältnis mit einem dieser reichen Herrschaften einging.

Carlotta genoss noch in Ruhe das Frühstück, das der Hausdiener ihr brachte, ehe sie sich auf den Weg zum Gärtnerplatz-Theater machte, wo sie gerade ein kleineres Engagement hatte. Sie nahm einen Teil ihrer Sachen bereits mit. Jetzt, da die Affäre mit Weynand beendet war, wollte sie nicht länger als notwendig in seiner Wohnung bleiben, das gehörte sich nicht. Es tat ihr ehrlich leid; in dieser luxuriös ausgestatteten Umgebung zu wohnen hatte ihr wirklich behagt. Aber vorbei war vorbei. Auch eine Mätresse vom Theater hatte ihren Stolz.

Vom Gärtnerplatz aus schickte sie jemanden los, ein passendes Hotelzimmer zu organisieren. Der Laufbursche war noch kaum gegangen, als es an der Tür klopfte. Herein trat ein Mann Mitte vierzig, groß, untersetzt und ein wenig zu auffällig angezogen.

»Victor«, grüßte ihn Carlotta. »Du hast Glück, mich zu dieser Uhrzeit hier zu treffen.«

»Ich dachte, ich versuch's einfach mal.« Er schob die Hände in die Hosentaschen. Ein nicht ganz geglückter Versuch, lässig

auszusehen. Carlotta kannte diesen Mann noch nicht lange, doch sie fand, er sehe eher nervös aus. Unter seinem rechten Auge zuckte ein Muskel. »Haste dir meinen Vorschlag überlegt?« Er grinste anzüglich und warf sich in die Brust. »Meine Argumente habe ich dir ja wohl deutlich genug geschildert.«

Was wohl eine Anspielung auf das kurze und eher rüde Schäferstündchen in Victors Hotelzimmer sein sollte.

Das war eben der Unterschied, dachte Carlotta, zwischen Männern wie Weynand und solchen wie dem Exemplar, das gerade in ihrer Garderobe stand. Eine adlige Erziehung ließ sich nicht verleugnen.

»Das hast du in der Tat«, sagte Carlotta höflich. »Aber ich hatte dir bereits erklärt, dass ich eine solche Entscheidung nicht überstürzt treffen möchte. Und ich habe einen Kontrakt an der Oper. Den werde ich erfüllen.«

Er zischte spöttisch. »Aber wozu das denn, Kleines? Weil du *vielleicht* eine der beiden Zigeunerinnen in *Carmen* singen darfst, wenn Caruso diesen Monat sein Gastspiel gibt? Ich sag's dir, jemand mit deinen Qualitäten hat Besseres verdient, als hier in München als Zweitbesetzung zu versauern. Vergiss diese Banausen, vergiss den ganzen Krempel hier, und komm mit mir nach Frankfurt. Ich hab ein neues Stück, das wie geschaffen ist für dich. Ich bringe dich ganz groß raus.«

Es war nicht, als ob solche Reden Carlotta nicht in Versuchung geführt hätten. Sie hasste es, an der Hofoper immer und immer wieder zurückstehen zu müssen hinter größeren Namen und für kurze Gastspiele engagierten Sängern aus dem Ausland. Sie hätte alles gegeben, um wenigstens einmal eine Chance zu bekommen.

Aber etwas an Victor missfiel ihr. Sie hätte nicht einmal genau sagen können, was es war. Oberflächlich betrachtet sah er mit seiner hellen Weste unter einem Cutaway, der schon bessere Tage erlebt hatte, und dem leuchtend blauen Tuch um den Hals Weynand in dessen Nachtwey-Verkleidung beinahe ähnlich, wenn man berücksichtigte, dass Weynand erst Mitte dreißig und damit sicher zehn Jahre jünger war.

Mit den Jahren im Geschäft entwickelte man wohl gewisse Instinkte, dachte Carlotta. Und diese Instinkte warnten sie nun dringend davor, sich diesem Mann anzuvertrauen. Nicht nur, dass sie kaum etwas über ihn wusste, außer dass er offenbar Theaterintendant in Frankfurt war und sich auf seine Qualitäten als Liebhaber entschieden mehr einbildete, als diese wert waren. Da war auch etwas seltsam Verschlagenes, beinahe Rohes an ihm, das sie unwillkürlich abstieß.

»Es tut mir leid, Victor, aber es ist eine Frage des Prinzips. Ich habe eine gute Reputation als jemand, auf den man sich verlassen kann. Die möchte ich nicht aufs Spiel setzen. Mein hiesiges Engagement am Gärtnerplatz muss ich ohnehin noch erfüllen. Wenn du danach noch eine Rolle für mich hast, können wir gern darüber sprechen.«

»Also ewig warten kann ich nicht auf dich«, schnaubte er. »Ich muss zurück nach Frankfurt.«

»Schon? Ich dachte, du wolltest noch ein paar Wochen bleiben? Hattest du nicht gesagt, du hättest noch private Dinge in München zu erledigen?«

»Hat sich geändert«, sagte er knapp. Wieder hatte Carlotta den Eindruck, er werde nervös. »Also, was ist nun? Wenn du die Rolle willst, musst du dich jetzt entscheiden.«

Unter Druck setzen lassen wollte Carlotta sich schon gar nicht. Andererseits war es auch nicht ratsam, jemanden zu verärgern, der Rollen zu vergeben hatte.

»Wenn es tatsächlich jetzt gleich sein muss, Victor, bin ich zu meinem Bedauern gezwungen, dir abzusagen.« Sie senkte traurig die Lider. »Ich bin sicher, du verstehst das. Du würdest doch auch nicht wollen, dass deine Sänger dir mitten in einem Engagement davonlaufen.«

Wie erwartet, gab Victor sich daraufhin versöhnlich. »Ist mir schon passiert und war nicht angenehm. Bist ein gutes Kind, Carlotta, ein braves Mädchen. Aber die braven Mädchen sind nun einmal oft die, die man übersieht, nicht wahr?«

»Wenn du etwas für mich hast, sobald ich frei bin, melde dich bitte gern bei mir.«

»Werd ich machen.« Er grinste erneut. »Eigentlich hätte ich unsere Bekanntschaft von gestern auch gern noch ein bisschen aufgefrischt, damit du mich nicht vergisst. Aber ich bin schon auf dem Weg zum Zug. Na, und hier ist's wohl kaum sehr romantisch.«

»Kaum«, bestätigte Carlotta hastig und wünschte ihm eine gute Reise.

Er war noch keine zehn Minuten fort, als der Bursche, den Carlotta losgeschickt hatte, mit den Schlüsseln für ein Hotelzimmer zurückkehrte. Sie schickte ihn gleich weiter, um in ihrer bisherigen Wohnung in der Landwehrstraße den Hausdiener zu beauftragen, Koffer und Kisten für ihren Auszug bereitzustellen. Sie selbst beschloss, erst einmal in Ruhe ins Hotel zu fahren, ehe sie am Nachmittag ihre Habseligkeiten aus der Wohnung holte.

Auf dem schmalen Flur vor den Garderoben stand ein kleines Grüppchen beisammen, einige Bühnenarbeiter und zwei Mädchen vom Chor. Um diese Uhrzeit so viele Leute in den Garderoben anzutreffen war ungewöhnlich. Neugierig gesellte Carlotta sich dazu.

»Ist etwas passiert?«

»Das wissen wir noch nicht sicher, Signora«, meinte einer der Arbeiter. »Es geht das Gerücht um, dass sie jemand gefunden haben. Tot. Die Röckl, sagen sie.«

»Adele Röckl? Um Himmels willen. War die nicht gestern noch hier? Ich meine, ich habe sie in ihrer Garderobe gesehen. Ein Unfall?«

»Angeblich haben sie sie aus der Isar gezogen«, sagte eines der Mädchen. Das andere schnaubte höhnisch und schaute Carlotta an.

»Hätte seine Vorteile, wenn's wahr wäre. Eine weniger, die sich um einen Platz auf der Bühne mit uns streitet. Zumindest muss sich dann von euch Primadonnen niemand mehr Sorgen machen, dass euch die alte Röckl noch den Rang abläuft, gell?«

Auf so etwas auch nur zu antworten wäre unter Carlottas Würde gewesen. Mit dem Getratsch der Chormädchen gab sie sich nie ab, außerdem empfand sie es als gefühllos, so über den Tod einer Kollegin zu reden. Carlotta mochte Adele Röckl kaum gekannt haben, aber ihre Garderoben lagen nur ein paar Türen auseinander, sie hatten einander hin und wieder auf dem Flur begrüßt und ein paar Floskeln gewechselt. Sich vorzustellen, dass diese Frau in der vergangenen Nacht gestorben war, während Carlotta sich in Victors Hotelzimmer

hatte einladen lassen, erschütterte sie doch. So nahe lagen Leben und Tod beieinander.

Vermutlich würde jetzt bald die Polizei auftauchen und Fragen stellen. Solche Schnüffelei war am Theater noch unbeliebter als anderswo. Carlotta überlegte sich daher besser rechtzeitig, was sie sagen sollte. Am besten so wenig wie möglich, dachte sie. Diskretion zahlte sich auf lange Sicht stets aus.

Sie drehte sich um und schritt weiter den Flur entlang, um dem Sekretär des Intendanten auszurichten, dass ihre Adresse sich geändert hatte und wo sie in Zukunft zu erreichen war.

## 4.



»Sind Sie wirklich sicher, dass Sie sich das zutrauen?«, erkundigte sich Doktor Gernhuber. Seit er und Anna sich die weißen Kittel angezogen und sich in den Autopsiesaal begeben hatten, hatte sein Tonfall sich merklich verändert, von ärgerlich zu besorgt. Seine Blicke glitten zwischen Anna und dem marmornen Tisch, auf dem die Leiche unter ihrem weißen Tuch lag, hin und her. »Wenn Sie mir jetzt umkippen, muss ich womöglich erst Sie verarzten, bevor ich die arme Adele Röckl aufschneiden kann.«

Womit er vermutlich die Leiche unter dem Tuch meinte.

Anna blickte sich in dem Raum um. Was für ein Unterschied zu dem engen, dunklen Kämmerchen, in dem die Schwestern im Rotkreuzklinikum den Verstorbenen den letzten Dienst erwiesen, sie gewaschen und für die Aufbahrung hergerichtet hatten. Hier flutete das Licht ungehindert durch die fast wandhohen Bogenfenster, die medizinischen Instrumente glänzten sauber, an den Wänden standen die Behälter für die inneren Organe, und lange Reihen von Aktenmappen dokumentierten die Arbeit früherer Untersuchungen. Boden und Wände waren weiß gefliest, alles wirkte neu und ordentlich.



Der Gedanke, einen Menschen aufzuschneiden, erschien ihr in diesem Raum weniger beängstigend. Er wirkte wie ein Operationssaal, nicht wie ein Ort für Leichen. So, als würde man die Menschen hier behandeln, nicht auseinandernehmen. So, als wären sie noch am Leben und als wollte man sie, indem man ihnen Wunden zufügte, von einem größeren Leiden heilen.

»Selbstverständlich möchte ich meine Arbeit bei Ihnen beginnen«, sagte Anna. Etwas fester und entschlossener, als sie sich fühlte, aber aufrichtig. Die Skepsis des Arztes machte sie eher trotzig, statt sie zu verunsichern. Er hatte ihre Fähigkeiten in Zweifel gezogen, er würde sich noch wundern!

»Na schön.« Doktor Gernhuber deutete auf den Autopsietisch. »Versuchen wir es. Ohne Ihre Assistenz wüsste ich nicht, wie ich die Obduktion überhaupt durchführen sollte. Und ich werde Sie nicht schonen. Also los, enthüllen Sie unsere heutige Arbeit.«

Anna trat an den Tisch und schlug das Leichentuch zurück.

Der Anblick war weniger erschreckend, als sie befürchtet hatte. Vielleicht hatte die Haut eine etwas andere Färbung als bei den Leichen, die sie im Krankenhaus gesehen hatte, vielleicht war das Gesicht der Toten ein wenig aufgedunsen. Alles in allem sah diese Wasserleiche aber gar nicht so schlimm aus. Keine Entstellungen, keine Zerstörung durch Tiere, keine Algen in den Haaren oder Ähnliches, womit Anna heimlich gerechnet hatte.

Einfach eine tote Frau. Vielleicht vierzig Jahre alt, schlank, mit schweren Brüsten und vollen Schenkeln, aber sehr schmalen Fesseln und zierlichen Händen und Füßen. Leichenflecken

waren auf der Oberseite keine zu sehen. Der Geruch überraschte sie als Krankenschwester nicht.

»Wir haben Glück«, sagte Doktor Gernhuber prompt. »Die Leiche war nicht lange im Wasser.« Er schaute auf Anna. »Ihnen geht es gut?«

»Ja, Herr Doktor. Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich eine Tote sehe. Nur die erste Wasserleiche. Ich hatte es mir viel schlimmer vorgestellt.« Anna musterte das Gesicht der Frau. Im Tod erschlafften die Muskeln, hatte man ihr in der Lehrzeit beigebracht, darum war kein Gesicht fähig, den Ausdruck beizubehalten, den es in seinen letzten Minuten gezeigt hatte. Alle Gefühle, Leid, Hass, Angst, Verzweiflung, endeten mit dem Tod. Alle Toten sahen friedlich aus.

Sogar Selbstmörder. Anna dachte an Tante Sophie.

»Glauben Sie, dass sie sich ertränkt hat, Herr Doktor?«, erkundigte sie sich unwillkürlich. Gernhuber lächelte unmerklich, bevor er mit der Zunge schnalzte.

»Wir sind nicht zum Glauben hier, Fräulein Zech.«

»Selbstverständlich nicht.« Anna wurde ein wenig rot.

»Wir hier wollen herausfinden, woran sie gestorben ist. Das ist unsere Aufgabe. Denken Sie immer daran, dass wir bei null beginnen müssen. Nur weil die Tote aus dem Wasser gezogen worden ist, muss sie nicht dort gestorben sein. Jemand könnte sie erstochen und danach ins Wasser geworfen haben. Sie hatte vielleicht einen Herzinfarkt und ist ohnmächtig in die Isar gefallen. Das Wichtigste bei unserer Arbeit ist, unvoreingenommen an die Dinge heranzugehen, selbst wenn ein Fall uns klar erscheint.«

»Natürlich, Herr Doktor.«

Hinter Gernhuber schepperte etwas. Ärgerlich fuhr der Arzt herum. »Lobinger, sind Sie das?«

Ein Mann tauchte in der Tür zum Nebenzimmer auf. Er war fast schäbig gekleidet und mochte nur wenig jünger sein als Doktor Gernhuber. Als er zögernd näher trat, brachte er eine Wolke aus Alkoholgeruch mit sich.

»Zu Diensten, Herr Doktor.« Er lallte leicht.

Doktor Gernhuber verdrehte die Augen zur Saaldecke. »Das möchte ich sehen, dass Sie einmal wirklich dienstbereit sind. Sie riechen wie eine Schnapsfabrik. Fräulein Zech, das ist Josef Lobinger. Unser hiesiges Faktotum. In Wirklichkeit freilich eher ein Facnullum. Wo sind Sie gewesen, Lobinger? Warum haben Sie mich nicht früher verständigt? Wo steckt Dr. Schmidt?«

»Wenn ich's nur wüsst, Herr Doktor.« Lobinger fuhr sich über den Mund, er schabte dabei hörbar über die Bartstopfeln auf den unrasierten Wangen. »Müssen S' schon entschuldigen, Sie waren ned da, und der Schmidt is' ned da, und überhaupt keiner war da, und allein mit der Leich' wollt ich halt auch ned bleiben. Also bin ich zum Frühstück hinüber ins Café. Gell?«

»Hoffnungslos ist es mit Ihnen.« Gernhuber winkte ab. »Ihr Frühstück würde ich Ihnen ja vergönnen, wenn es aus etwas anderem als Obstbrand bestehen würde.«

»Is' halt das Einzige, was drinbleibt, Herr Doktor, wenn ich Ihnen assistieren soll.«

»Hoffentlich erweisen Sie sich für mich als eine größere Hilfe als dieser Kerl, Fräulein Zech.« Doktor Gernhuber holte von einem der Wandregale Block und Bleistift. »Hören Sie,

denken Sie, Sie können nebenher auch ein wenig Protokoll führen? Normalerweise würde das der zweite Obduzent machen, aber Herr Doktor Schmidt ... Irgendwie werden wir es schon hinbekommen. Länger warten können wir nicht mehr. Wir werden hin und wieder unterbrechen, damit ich Ihnen diktieren kann. Schreiben Sie einfach mit, was ich sage, und beobachten Sie, was ich mache. Zwischendurch werden Sie mir assistieren müssen, denn mit dem da«, er warf einen bitterbösen Blick auf Lobinger, »ist nicht zu rechnen. Der macht sich in die Hosen, sobald er in der Nähe einer Leiche ist.«

»Ich werde tun, was ich kann, Herr Doktor«, sagte Anna.

»Schön, schön.« Gernhubers Benehmen hatte sich völlig gewandelt. Als ob er im Autopsiesaal ein anderer Mensch war. »Sie sind ein mutiges Mädchen, das sehe ich schon.« So arrogant und ärgerlich er sich in der Eingangshalle benommen hatte, so bedächtig und umgänglich schien er jetzt. »Wie ich sehe, haben Sie sich wenigstens aufraffen können, die Leiche zu entkleiden, Lobinger. Brav, brav.«

»Will ich meinen, Herr Doktor.« Lobinger hatte offenbar beschlossen, die Ironie im Tonfall des Arztes völlig zu überhören. »Mein Frühstück hab ich mir damit sauer genug verdient.«

Doktor Gernhuber setzte seine Brille auf und trat neben den Obduktionstisch. »Ihr Mittagessen werden Sie sich später damit verdienen, mir dabei zu helfen, die Leiche umzudrehen«, ergänzte er trocken. »Dafür hat unser Fräulein Zech noch nicht genug Erfahrung. Aber vorher halten wir den ersten Eindruck fest.« Er schaute Anna an. »Normalerweise müsste man uns sofort hinzuziehen, sobald die Leiche

aufgefunden wird, denn auch die Fundumstände können viel verraten. Natürlich passiert das so gut wie nie, weil jeder sofort die Nerven verliert und nur daran denkt, den Toten von seinem Grundstück zu bekommen. Wir sehen also viel zu häufig die Toten erst, nachdem wichtige Indizien bereits zerstört wurden. Aber das können wir nicht mehr ändern. Nehmen Sie jetzt den Block, Fräulein Zech. Beginnen wir mit einer Bestandsaufnahme der äußerlichen Verletzungen. – Lobbinger, wagen Sie es nicht, den Raum zu verlassen! – Ich sehe Abschürfungen an den Unterarmen und Händen. Dem Anschein nach postmortal, vielleicht schleifte der Körper über den Grund. Keinerlei Hypostasen. Können Sie sich denken, was uns das sagt, Fräulein Zech?»

Diese Frage war einfach. »Leichenflecken entstehen, wenn das Blut noch flüssig ist und sich allmählich an der Unterseite des Körpers sammelt. Unsere Tote liegt auf dem Rücken, also sammelt das Blut sich im Moment dort.«

»Richtig. Das Blut gerinnt nach und nach im Verlauf von vierundzwanzig bis dreißig Stunden. Im Moment scheint es noch sehr flüssig zu sein. Die obere Partie der Leiche ist beinahe blutleer. Wir können also daraus schließen, dass unsere arme Frau Röckl noch nicht allzu lange tot ist.« Er beugte sich über den Seziertisch und rückte seine Brille zurecht. »Diese Verletzungen werden wir uns noch genauer ansehen. Die meisten sind vermutlich entstanden, als die Leiche in der Isar trieb. Darunter scheinen mir allerdings ältere, bereits vernarbte Kratzer zu sein, Druckstellen und Hämatome, das könnten Abwehrverletzungen sein.«

Anna schrieb und achtete gleichzeitig darauf, wovon der

Arzt sprach. Doktor Gernhuber schien nach einem bestimmten Schema vorzugehen; er hob den Arm der Leiche und probierte, inwieweit die Glieder sich noch bewegen ließen. »Rigor mortis noch im Anfangsstadium. Deckt sich mit dem Blutgerinnungszustand. Man sieht übrigens noch Spuren von Wimperntusche und Rouge auf den Wangen.« Er machte einen Schritt zurück und musterte das Gesicht der Toten beinahe zärtlich. »Arme Adele. Wo bist du gewesen, hm? Warst du heute Nacht womöglich noch tanzen?«

»Wer ist die Frau denn, Herr Doktor?«, fragte Anna und verbesserte sich: »Ich meine, wer war sie?«

»Benutzen Sie ruhig das Präsens«, sagte Gernhuber. »Ich finde es passend. Für uns, die wir ihre letzten Stunden rekonstruieren wollen, sind die Toten noch nicht Vergangenheit. Der Name unserer Patientin wird Ihnen nichts sagen, Fräulein Zech, Sie sind dafür viel zu jung. Aber die meisten Männer in meinem Alter werden sie kennen. Das ist Adele Röckl, sie war einmal eine große Diva auf Münchens Theaterbühnen. Ich habe sie als Salome gesehen; sie war hinreißend. Waren Sie mal im Theater, Lobinger?«

»Mein Lebtage lang nicht, Herr Doktor. Aber eine Postkarte von der Röckl hatte ich über meinem Bett hängen. Auf dem Bild hatte sie auch nicht viel mehr an als jetzt.«

»Lobinger!« Doktor Gernhuber machte eine entschuldigende Geste in Annas Richtung, dann eine zweite, ganz ähnliche in Richtung der Toten, ehe er die Untersuchung wieder aufnahm. »Hm. Das ist ... hässlich.« Er warf einen unruhigen Blick auf Anna. »Multiple Hämatome an den Oberschenkeln. Fräulein Zech ...«

Anna konnte nicht verhindern, dass sie ein wenig rot wurde. »Ist schon gut, Herr Doktor. Im Krankenhaus sieht man manchmal auch sehr hässliche Dinge. Ist sie ... hat man sie ...«

»Wir werden den Vaginalbereich später genau untersuchen. Aber es sieht zumindest nach äußerst heftigem Geschlechtsverkehr aus. Möglicherweise erzwungenem. Bestimmt nichts, womit ich Sie gleich an Ihrem ersten Arbeitstag konfrontieren wollte. Eigentlich hätte ich Sie noch nicht einmal mit einer Obduktion konfrontieren wollen. Oh. Das ist ja wirklich interessant. Kommen Sie her, Fräulein Zech. Sehen Sie die Narbe hier, oberhalb des Schambereichs? Wissen Sie, was das ist?«

»Eine Kaiserschnittnarbe, nicht wahr?«

»In der Tat. Lobinger, haben Sie gewusst, dass die Röckl ein Kind hatte?«

»Da hat nie einer was g'sagt davon.«

»Mir ist es auch neu. Aber freilich, bei ihrem Gewerbe wundert es einen nicht. Machen Sie eine Notiz, Fräulein Anna. Das könnte die Kollegen von der Polizei interessieren, wenn es darum geht, die Familie der Frau zu ermitteln. Und dann lassen Sie mal sehen, was Sie notiert haben, bevor wir weitermachen ... Gut, gut, das wird's tun für unsere Zwecke. Schöne Schrift haben Sie. Lobinger, kommen Sie her, helfen Sie mir, die Leiche umzudrehen, damit wir nach Verletzungen am Rücken schauen können. Und dann wird es ernst für Sie, Fräulein Anna, dann müssen wir richtig anfangen. Legen Sie schon einmal die Skalpelle bereit, sind Sie so gut? Und sagen Sie um Gottes willen, wenn es Ihnen zu viel wird. Mir sind

schon Studenten weggekippt, als sie zum ersten Mal einen T-Schnitt gesehen haben.«

Das zumindest, da war Anna sicher, würde ihr nicht passieren. Wenn sie bedachte, mit welchem Widerwillen sie heute hierhergekommen war, wunderte sie sich fast über sich selbst. Die Arbeit schien ihr nicht nur interessant, sie schien ihr wichtig. Und richtig.



## 5.



Weynand erwischte seinen Freund gerade noch, bevor dieser in seinen Wagen steigen konnte. Der Kühlstein parkte am Straßenrand, wie meist. »Heinrich, einen Moment!«

Verwundert drehte Arnsberg sich um, er blinzelte kurz-sichtig. Seinen alten Schulkameraden Friedrich von Weynand erkannte er erst auf den zweiten Blick, wie üblich trug er seine Brille nicht. Dafür war Heinrich von Arnsberg schon in der Schule zu eitel gewesen. Und erst recht seit der ersten Tanzstunde, als er entdeckte, welche Wirkung sein ein wenig richtungsloser Blick, im Verbund mit romantischen Locken und einer athletischen Figur, auf das andere Geschlecht hatte. Niemals hätte er diesen Eindruck durch ein hässliches Drahtgestell auf der Nase beeinträchtigen wollen.

»Himmel, Fritz«, beschwerte Arnsberg sich, nachdem er sich vergewissert hatte, mit wem er sprach. »Läufst du heute schon wieder in dieser Verkleidung herum?«

»Für den Herrn Nachtwey ist das keine Verkleidung«, grinste Friedrich. Dass seine Rolle als Klatschreporter ihm erlaubte, legere Kleidung zu tragen, gehörte zu den vielen kleinen Freuden seines Doppellebens.